

Das künstlerische Leben in Basel

Autor(en): Walter Rüdisühli

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1957

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/a7029d65-6ea6-4fc2-aa0d-8f915ed1a966>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

3. Bauwesen

Das Basler Bauwesen im Jahre 1955

Wohl noch nie in neuerer Zeit wie im Jahre 1955 wies die Stadt Basel so deutlich das Bild der Erneuerung ihres baulichen Bestandes. Zwar hoben sich nirgends quartiermäßige Neubaugebiete innerhalb oder außerhalb der bisherigen Bebauung heraus, wie dies in anderen Epochen der Fall war. An keiner peripheren Stelle entstand eine neue Siedlung, die auffallend demonstriert hätte, wie die heutige Stadt wächst, wo sie ihr Weichbild vergrößert, und in welcher Art sich ein neues Wohnzentrum bildet. Also keine Erweiterung an einem bestimmten, engeren Ort. Und trotzdem ist mehr gebaut worden als je. Soweit es sich durch die Statistik erfassen läßt, steigt das Bauvolumen beinahe von Jahr zu Jahr merklich an und wird pro 1955 mit 32 Millionen an öffentlichen und 180 Millionen Franken an privaten Bauten — ungerechnet die Unterhaltsarbeiten der letzteren — angegeben. Das *Wachstum der Stadt* zeigt schon rein kostenmäßig einen Höhepunkt. Bei den privaten Bauten liegen die dicken Brocken selbstredend beim Wohnungsbau mit seinen 95 Millionen, weiter mit 23 Millionen bei den Geschäfts- und Verwaltungsbauten und nicht weniger als 25 Millionen bei den Bauten der Chemischen Industrie.

Spürt man den einzelnen Objekten nach, so findet man sie in mehr oder minder loser Verteilung über das ganze Stadtgebiet verstreut, nirgends angehäuft, immer innerhalb der Einzelquartiere getrennt. Diese Erscheinung empfinden wir erstmals wieder als etwas Neues, seitdem die Stadt vor einem Jahrhundert ihre Mauern gesprengt hatte und nicht mehr gezwungen war, ihren Boden innerhalb des unverrückbaren Gürtels intensiver zu nützen. Wie ehemals vor 1850, als die offenen Höfe mit Werkstätten aufgefüllt und die Gärten innerhalb der Quartiere mit Hinterhäusern besetzt wurden, sehr zum Schaden des gesamten Gebildes, so scheint es, als sei auch gegenwärtig wieder der Atem der Stadt gehemmt, als schließe sich ein, wenn auch nicht erkennbarer, fester Ring um den jetzigen Baubestand.

Man mag mit Recht einwenden, der Vergleich zwischen den Verhältnissen innerhalb des alten Mauerrings und denen an der derzeitigen Stadtperipherie sei unangebracht, denn noch befänden sich einzelne bedeutende Baulandreserven innerhalb der bestehenden Stadt- oder gar Kantonsgrenzen, etwa am Bachgraben, auf dem Bruderholz, im Hirzbrunnen und am Gellert, von Riehen und Bettingen nicht zu reden. Aber die genannte *stückweise Erneuerung von Einzelligenschaften* innerhalb der bereits vollzogenen Gesamtbebauung geht nun tatsächlich vor sich. Und die Gründe für diese gegenwärtige Erscheinung müssen wir mindestens vorläufig noch anderswo suchen als an den festliegenden Gemarkungen. Wir glauben sie aus dem Zusammenwirken folgender Tatsachen erklären zu können: Der genossenschaftliche Wohnungsbau ist seit der Sistierung von kantonalen und eidgenössischen Subventionen unaufhaltsam zurückgegangen und steht zurzeit auf einer minimalen Produktion. Dabei waren es doch gerade diese Genossenschaften, welche während der Kriegs- und Nachkriegszeit größere Bebauungen, in oft mehreren Etappen, nach einheitlichen Planungen durchführten, welche dann jene ausgesprochenen Neubaugebiete erstehen ließen, die sich auch nachträglich als festumgrenzte harmonische Siedlungen erkennen lassen. Diese genossenschaftlichen Wohnkolonien konzentrierten sich jeweils an wenigen ganz bestimmten Punkten des damaligen Stadtrandes. Sie stehen auch heute noch als wohntechnisch, verkehrstechnisch und ästhetisch gut gelöste Beispiele aus der Agglomeration der Stadt Basel heraus. Mit dem Abflauen des genossenschaftlichen Wohnungsbaues fiel die eine der Ursachen für das Bauen in größeren einheitlichen Bildungen dahin. Eine andere Ursache erblicken wir in der gegenwärtigen allgemeinen Wirtschaftslage. Die seit 1939 andauernde und immer noch fortschreitende Realwertverminderung in Form einer langsamen Inflation läßt die Grundstückspreise in die Höhe steigen, und zwar um so rapider, als die Bodenverknappung sich dazugesellt. Dieser Bodenwertanstieg macht sich nicht allein an dem bisher nur agrarisch genutzten Bauland geltend, sondern ebenso an den mit Altbauten besetzten Parzellen des gesamten Stadtgebietes. Die Bodenpreisbildung hängt selbst-

redend vom Bodenmarkt ab, vom Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage. Und solange diese Nachfrage in der Stadt Basel noch anhält, wird auch der Bodenwert weitersteigen.

Der von Bundes wegen 1939 verfügte Mietpreisstopp, welcher nur für Altbauten, nicht für die seit 1947 erstellten Mietobjekte Gültigkeit besitzt, mußte den Realwert der Altmieten zwangsläufig vermindern. Er brachte diesen nicht nur keine absolute Zinsvermehrung, sondern erhöhte sogar die inzwischen angewachsenen steuerlichen Lasten, gemäß dem allgemeinen Wertanstieg, gemäß dem wachsenden Verkehrswert. Was liegt nun näher, als die alten unrentablen Liegenschaften zu veräußern, die Gebäude niederzulegen und neu aufzubauen, wenn höhere Mietzinse winken? Der Altbesitz wird also wie ein Abbruchobjekt bewertet, für dessen Preis das Gebäude als solches kaum mehr eine Rolle spielt.

Zum normalen Gewinn an den Neubauten gesellt sich vielfach noch eine erhöhte Nutzung, sei es, daß die Liegenschaft bisher nicht baugesetzlich bis zum Maximum ausgebaut war, sei es, daß inzwischen Aufzonungen einzelner Straßenzüge oder ganzer Quartiere sowie allgemeine Bauerleichterungen (Sockelgeschoßausbau, Dachgeschoßausbau, Ausnahmen für Hochhäuser usw.) bewilligt wurden. Die kommunalen Grundstücke, welche nicht veräußert, sondern nur in Baurecht abgegeben werden, bei denen sich also eine Spekulation ausschließt und der Staat weitgehend Einfluß auf die Neugestaltungen ausüben kann, sind ja noch zu wenig zahlreich, um korrigierend auf den übermäßigen Bodenwertanstieg zu wirken. Ein letzter Schritt mag dann noch dazu führen, bei Neubauten statt Wohnungen vermehrt Geschäftsräumlichkeiten einzubauen, die wiederum, zum mindesten auf nahe Sicht, bessere Renditen versprechen. Bedauerlich bleibt vor allem, daß es gerade der Altwohnraum mit seiner mäßigen Miete ist, der auf diese Weise mengenmäßig stetig zurückgeht und auf welchen die wenig bemittelten Volksschichten angewiesen sind.

Solche Umwandlungen können sich selbstredend nur stückweise vollziehen, entsprechend dem Einzelbesitz der Altliegenschaften, dafür zerstreut im Bereich des Stadtgebildes, soweit es etwa zu Beginn unseres 20. Jahrhunderts reichte. Es mag

also verständlich erscheinen, daß eine solche intensive Erneuerung von Einzelobjekten, wie wir sie zurzeit erleben, wohl zu wirtschaftlichen, hygienischen und zuweilen auch zu verkehrstechnischen und ästhetischen Verbesserungen führen kann, nicht aber zu städtebaukünstlerischen Bildungen im Sinne einheitlicher Gesamtbebauungen, wie sie in Gegenden und Ländern entstehen, wo große Genossenschaften, Heimstättenwerke und Industriekonzerne sich einheitlicher Gesamtplanungen annehmen.

Zu Ende 1955 überschritten die Einwohner des Kantons Basel-Stadt erstmals die Zahl 210 000. Während des Berichtsjahres nahm die Zahl der *Neubauwohnungen* um 1917 zu. Hierzu gesellten sich 117 in Umbauten entstandene Wohnungen, wogegen infolge von Abbrüchen und anderen Umbauten wiederum ein Verlust von 458 Wohnungen eintrat. Der Reinzuwachs belief sich damit auf 1576 Wohnungen. Die genannten 1917 Neubaulogis verteilen sich auf 153 in Einfamilienhäusern, 1183 in Mehrfamilienhäusern und den Rest von 581 in Geschäftshäusern und gewerblichen Betrieben. Aus diesen Zahlen mögen wir zum ersten ersehen, daß unser Einfamilienhausbau stetig im Rückgang begriffen ist — auf 8% —, welcher sich auf die Gebiete unterhalb der Bruderholzallee, den Jakobsberg und die Gemeinde Riehen beschränkt, und zum zweiten, daß die Abbruchwohnungen den ungewöhnlich hohen Anteil von mehr als einem Viertel der Neubauwohnungen aufweisen. — Es ändern sich auch die Besitzverhältnisse unserer Wohnhäuser: Gegenwärtig stehen noch etwa zwei Drittel der rund 21 400 Wohnobjekte im Eigentum von Einzelpersonen, alle übrigen befinden sich in Kollektivbesitz von Gesellschaften, Genossenschaften, Stiftungen usw., der ständig in Zunahme begriffen ist.

Der *private Mehrfamilienhausbau* drückt den Außenquartieren mehr und mehr seinen Stempel auf. Die größte Einheit, ein neunstöckiger Block mit 116 Wohnungen, wurde an der Jägerstraße vollendet. Im Jahre 1955 waren es sonst vorwiegend das äußere Spalenquartier, Gundeldingen und Bruderholz, sowie das mittlere Kleinbasel, welche mit neuen Mietblöcken durchsetzt wurden. Es mag gerade an dieser Baugat-

tung der rasche Stilwechsel unserer Epoche ins Auge fallen: Galt zur Zeit des ersten Weltkrieges die Behandlung der Fassaden mit Lisenen noch als vorbildlich, so bediente man sich um 1930 der ausgesprochenen Horizontalschichtung mittels Boden- und Brüstungsgurten oder gar breiten, die ganzen Fenster verbindenden Bändern. Ein Jahrzehnt später setzte man sauber und sparsam die Öffnungen frei in die glatten Mauerflächen und begann dann Mitte des Jahrhunderts gewisse Fassadenelemente, wie Lauben und Treppenhaufenster, durch vorspringende Betonrahmen zu größeren Gruppen zusammenzufassen, also mittels des Betonrasters, eines aus dem Fabrik- und Geschäftshausbau entlehnten Konstruktionsmotives, die Fassadenflächen wieder deutlicher zu gliedern.

Da der genossenschaftliche Wohnungsbau nur mehr 57 Wohnungen fertigstellte, die Zahl der Notwohnungen konstant auf 360 beharrte und der Leerwohnungsbestand sich dagegen nicht über 0,21% zu heben vermochte, kann von einer Entspannung auf dem Wohnungsmarkt leider noch immer nicht die Rede sein. Es verblieb dem *kommunalen Wohnungsbau* die Aufgabe, sich der Vermehrung der Logis für die mindestbemittelte Bevölkerung anzunehmen. So sind denn in Fortsetzung der früheren Aktionen im vergangenen Jahre an der Appenzellerstraße, an der Bäumlihofstraße und an der Buchenstraße von Staates wegen weitere 160 Wohnungen von 1—4 Zimmern entstanden, so daß nun total 524 kommunale Wohnungen zur Verfügung stehen, die, einfach, aber robust ausgestattet, zu bescheidenen Zinsen an Familien mit niederen Einkommen in Miete überlassen werden können.

Eine große Entlastung an der Bildung preiswerter Kleinstwohnungen brachte der Neubau der *Alterssiedlung* der Christoph Merianschen Stiftung Rheinfelderstraße 35. Mit Hilfe des Arbeitsrappens sind hier in vier Trakten eines dreistöckigen Laubgangsystems 97 Einzimmerwohnungen mit Einzelküchen, aber gemeinsamen Bädern, Nähstube und Bastelstube errichtet worden, welche an ältere Einzelpersonen oder Ehepaare abgegeben werden. Weitere Altersheime befinden sich gegenwärtig in Ausführung.

Neben den Wohnhausbauten sind es momentan die *Ge-*

schäftshäuser und privaten Verwaltungsgebäude, die als Folge der herrschenden Hochkonjunktur das ansehnlichste Bauvolumen beanspruchen. Fertiggestellt wurde vor allem das *Hochhaus Steinenvorstadt 79* an der Heuwaage. Gleichzeitig den Kopf der neuen Bebauung der Steinenvorstadt wie der Steinentorstraße bildend, enthält dieser grundrißlich dezidiert gestaffelte und durch Pfeiler vertikal gegliederte Hochhausblock von 13 Geschossen über Terrain in seinem unteren Drittel Geschäfts- und Büroräume, in den oberen zwei Dritteln Wohnungen disponibler Größe. Den Übergang vom Hochhaus zur Normalbebauung stadtwärts vermitteln fünf- und sechsgeschossige Anschlußbauten, welche, zum Eisenbetonskelettbau kontrastierend, in Sichtbackstein ausgeführt sind. Arkaden längs der Steinentorstraße und eine Fußgängerpassage mit Läden, zur Steinenvorstadt führend, lockern die Erdgeschoßpartie intensiv auf. Die freie Lage am Cityrand gegen die weite Platzfläche der Heuwaage vermochte den Ausnahmbau an dieser Stelle zu rechtfertigen, obschon sonst Hochhäuser prinzipiell nicht in eine enge Talsohle gehören und von der Altstadt gehörig zu distanzieren sind. Die topographischen Gegebenheiten, welche ein Stadtbild charakterisieren, sollten nicht ausnivelliert und nicht negiert werden.

Mit dem Bau ihrer II. Etappe fand die moderne Pavillonanlage des *Wasgenring-Schulhauses* ihre Vollendung. Wegen ihrer stark aufgelockerten Gestaltung von der einen Seite der Öffentlichkeit ebenso intensiv befürwortet wie von der andern Seite heftig kritisiert, dokumentiert sie in ähnlicher Art wie vor anderthalb Jahrzehnten das Bruderholzschulhaus, jedoch in erweitertem Maßstab, die neuen pädagogischen Grundsätze im Sinne der Abwendung vom Massenbetrieb. Gemäß dem Prinzip des sogenannten «Frankfurter Typus» schließen sich jeweils vier Klassenräume an einer separaten Treppenhalle zu einer kleinen Baueinheit zusammen. Die sieben zweistöckigen Pavillons sind unter sich und mit dem Mittelbau der Gemeinschaftsräume wiederum durch Laubengänge verbunden.

An weiteren öffentlichen Bauten bleiben zu nennen: die beiden Unterwerke am Steinenbachgäßlein und in den Längen Erlen des EWB. Im besonderen sodann das *Gartenbad*

St. Jakob. Dieses letztere liegt landschaftlich reizvoll eingebettet zwischen der nach Münchenstein hinausführenden «Großen Allee» und dem Birswäldchen, nach Süden offen mit dem Blick ins Birstal hinauf. Auf seiner Fläche von 46 000 m² sind außer den Hochbauten drei Bassins für Schüler, Schwimmer und Nichtschwimmer sowie ein Kinderplanschbecken untergebracht. Das Badewasser wird dem St. Alban-Teich entnommen, vorgereinigt und entkeimt und im Umwälzverfahren immer wieder filtriert. Besonders erfreulich an der Anlage empfinden wir die farbige Behandlung der Bauten durch Materialien wie Anstriche sowie die gärtnerische Gestaltung unter Einbezug der angrenzenden Waldpartien, das Zusammenspiel von geformter Kulturlandschaft und urwüchsiger Naturlandschaft.

Die französischsprechende katholische Gemeinde Basel war in der Lage, ihre *Kapelle Sacré-Cœur* an der Feierabendstraße einzuweihen, eine Konstruktion in Beton-Bindern, außen mit Kalksandsteinen und Betonelementen, innen mit Sichtbackstein ausgemauert.

Größere Kontingente des Bauvolumens nahmen viele Einzelgaragen von Privaten sowie zahlreiche gewerbliche Garagen ein. An der Spitze der *gewerblichen Bauten* führen die neuen Objekte der Chemischen Industrie und der Reedereien, nämlich neue Fabrikationsgebäude der Firmen Hoffmann-La Roche & Cie. und Geigy A.G., Lager- und Silo-Gebäude der Chemischen Fabrik Schweizerhall und ein Laborgebäude der Ciba A.G. sowie einige Silos der Reederei A.G. und Neptun A.G. im Rheinhafengebiet.

Anschließend an die genannten Neubauten muß noch ein Hinweis auf die glücklichen *Renovationen* zweier Altbauten aus der Barockzeit erfolgen. Das am Petersplatz befindliche, ums Jahr 1763 entstandene Wildt'sche Haus wird neuerdings dem Architekten Joh. Jak. Fechter, dem Erbauer der Sandgrube, zugeschrieben. Durch seinen gegen den Platz auswärts geschwungenen Mittelrisalit, die seitlichen Torbogen und das weite, hohe Sommerhaus mit zweiläufiger Treppe präsentiert es sich als typisches Werk des Basler Dixhuitième, dessen Auftraggeber der aus der alten Seidenbandfabrikantenfamilie hervorgegangene Jeremias Wildt war. Zwecks baulicher und

künstlerischer Erhaltung von Haus und Garten, den vielen Stukkaturen, Leinwandmalereien und Holzarbeiten wurde dieser Patrizierbau durch eine Stiftung erworben, mit Geldern des Arbeitsrappens in allen Teilen stilgemäß erneuert und dann der Universität und der Schweizerischen Akademie der medizinischen Wissenschaften zur Verfügung gestellt, so daß sein Fortbestand nun als gesichert gelten mag.

Eher als Neuschaffung denn als Renovation zu betrachten ist der wiedererstandene «Sausenberg», die Eckliegenschaft Wettsteinbrücke—St.-Alban-Vorstadt, indem die neue Besitzerin, die Christoph Merian'sche Stiftung, auf der Brückenseite anstelle des bisherigen Brandgiebels eine ganz neue Fassadenfront — selbstredend im Stil des bestehenden Barockhauses — aufführen ließ. Trotz seiner neuen Verwendung als Verwaltungsgebäude der Stiftung erhielt das Haus dank allerlei Museumsleihgaben eine stilgemäße Ausstattung, und es erstand der schmale Gartenstreifen gegen den Rhein mit einstigem Bauchhus und Pavillon in seiner intimen alten Form.

Diejenige Organisation, welche sich am frühesten mit der Bewahrung Basler Baudenkmäler befaßte, der *Basler Heimatschutz*, durfte im vergangenen Jahre auf ihre 50jährige Tätigkeit zurückblicken. Zwar beschränkt sich der Heimatschutzgedanke durchaus nicht auf bauliche Angelegenheiten; er springt vielmehr über auf eine Menge von Gebieten der menschlichen Existenz, wie Mundart, Volkskunde, Brauchtum u. dgl. Mit dem Unterbruch der überlieferten Kontinuität des Bauens und Lebens mußten sich zusehends Schutzbestimmungen aufdrängen, sowohl rein baugesetzlicher wie allgemein kultureller Art. Zwar konnten zunächst mehrere Abbrüche wertvoller Bauten nicht verhindert werden, doch scheint sich mit der Zeit die Liste der schützenswerten Bauten gefestigt zu haben. So dürften heute die langen Bemühungen zur Erhaltung des Sommercasinos und des Stadthauses von Erfolg begleitet sein. Wie der Basler Heimatschutz seinerzeit etwa der Revision des Hochbautengesetzes seine Mitwirkung keineswegs versagte, so nimmt er auch heute an den Aufgaben der Gegenwart, am organischen Wachstum der Stadt, an Verkehrsfragen und vorausschauenden Planungen regen Anteil.

Nach der Vollendung größerer städtischer Bauaufgaben, wie Flugplatz und Brückenbauten, macht sich gegenwärtig ein Rückgang bei den *Tiefbauarbeiten* bemerkbar, wie er nicht weniger bei den städtischen Hochbauarbeiten feststellbar ist. Dem Verkehr übergeben im April 1955 — auf Mustermessebeginn — wurden vor allem zwei Brücken: Die *St. Alban-Brücke*, eine Eisenkonstruktion von 22 m Nutzbreite (kontinuierlicher Vollwandträger mit Leichtfahrbahn) über zwei Strompfeilern mit einer mittleren Stützweite von 135 m und zwei seitlichen Öffnungen von je 57,5 m als fünfte und bisher breiteste Basler Strombrücke über den Rhein. Dann die Freiburgbrücke über die Wiese, eine vorgespannte Betonkonstruktion (Tragkonstruktion in Plattenbalken als durchlaufender Träger) von 20 m Breite mit ebenfalls drei Öffnungen.

Beginnen wurde hierauf mit der Austiefung der Rheinsohle im Bereich zwischen Kraftwerk Birsfelden und Johannerbrücke. Diese Baggerungen im Rheinbett, die sich über einen längeren Zeitraum hinziehen werden, sind einesteils bedingt durch die geplante zweispurige Flußschiffahrt, andernteils durch die angestrebte Absenkung des Wasserspiegels unterhalb des Kraftwerkes zwecks Gewinnung einer größeren Stauhöhe.

Die Korrektur der Unteren Rebgasse, eine bedeutende Straßenverbreiterung im Zentrum Kleinbasels, schritt ein gutes Stück weiter. Neu angelegt wurde die Bäumlhofstraße in ihrem äußeren Teile von der Allmendstraße bis über die Stadtgrenze hinaus als 26 m breite baumbestandene direkte Verbindung mit der Rauracherstraße.

An *größeren Projekten* bearbeitete das Stadtplanbüro die Umgestaltung des Bezirks Stadthausgasse—Fischmarkt—Storchengasse mit dem Ziel, Singerblock und Marktgasse zu kassieren und die Erstellung des «Markthofes» gemäß Korrektionsplan, stark zurückgesetzt von der Front der heutigen Brotlaube, zu ermöglichen. Diese Disposition verspricht zwei wesentliche Verbesserungen: der Marktplatz gewinnt endlich eine geschlossenere nördliche Stirnseite, und im Stadthaus entfällt glücklicherweise die während langer Zeit als unumgänglich erachtete Notwendigkeit, Arkaden einzubauen. — Weiter befaßte sich das Stadtplanbüro mit der Brückengestaltung der St.

Alban-Brücke auf Großbasler Seite samt Verbreiterung der Zürcherstraße, Einführung der Liestalstraße und Erweiterung der bisher so knappen Unterführung der Verbindungsbahn auf 22 m Breite. Auch betrieb es eingehende Studien über die Weiterführung der Autostraße von Deutschland in die Schweiz, die sich um so dringlicher erweist, als die deutschen Ausführungsarbeiten bereits in der Gegend von Istein im Gange sind.

Im Zusammenhang mit der Fertigstellung der St. Alban-Brücke stand die Ausgestaltung des Rheinbordes bei der Solitude zwischen Straßenbrücke und Eisenbahnbrücke durch die Stadtgärtnerei mit Spielplätzen, Weganlagen und größeren Planschbecken. Zum Schlusse sei noch hingewiesen auf die von der Gemeinde Riehen geschaffene Sportplatzanlage, die im Grünen eingefügte Grendelmatte mit zwei Spielfeldern, einem bescheidenen Tribünenbau und den für alle Disziplinen der Leichtathletik erforderlichen Lauf-, Sprung- und Wurfanlagen.

Walter Rüdisübli.

4. Bildende Kunst

Chronik der Basler Kunst

vom 1. September 1955 bis zum 31. August 1956

Im Gegensatz zum Berichtsjahr 1954/55, in dem das Basler Kunstleben vorwiegend den Charakter des Retrospektiven, des Gedenkens und des Abschließenden hatte, war es in den folgenden 12 Monaten fast in all seinen verschiedenen Äußerungen von neuen lebendigen Impulsen erfüllt. Sowohl der Ausstellungsbetrieb wie die Neuerwerbungen unserer Museen standen unter einem besonders glücklichen Stern. Überall gab es Überraschungen, und man lernte die Kunst der Gegenwart und der Vergangenheit unter neuen Aspekten und an bisher bei uns unbekanntem Material kennen.

Selbstverständlich waren die Hauptträger dieser Intensität die *temporären Ausstellungen*.

In der *Basler Kunsthalle* trat am 1. September der neue Konservator *Arnold Rüdlinger* sein Amt an. In den 10 Jahren